

## 2 Theoretischer Hintergrund

Ein Dreischritt von System-, Diskurs- und Tätigkeitstheorie stellt die theoretische Grundlage dieser Arbeit dar.

Basierend auf der Grundoperation der Unterscheidung erklärt Systemtheorie nach Niklas Luhmann, wie sich Systeme als kommunikative Strukturen formieren und entwickeln. Dabei sind zunächst Begrifflichkeiten wie Beobachtung, Unterscheidung, Form, Sinn, Kommunikation, Beobachtung zweiter Ordnung etc. zu klären, um schließlich den Begriff der Systemidentität - auf der Unterscheidung von einem Gegenüber basierend - zu definieren.

Die Einführung diskurstheoretischer Ideen nach Michel Foucault erklärt die Stabilisierung kommunikativer Systeme. Hier ist die Kategorie des Wissens im Gegensatz zur Kommunikation entscheidend.

Schließlich stellt sich die Frage, wie ein System die kommunikativ ablaufenden System- und Diskursoperationen speichert und diese so in einer gegenständlichen Welt erfahrbar macht. Diese Lücke schließt die Tätigkeitstheorie nach Nikolaj Leontiev, die Kommunikation in Handlungen und schließlich in Ablaufschemata und Strategien überführt und so verdinglicht.

### 2.1 Erkenntnisgrundlagen

Einige theoretische und konzeptionelle Vorüberlegungen sind notwendig, um die Frage nach der Veränderung von Identitätszuweisungen zur EU durch die aMAF zu beantworten. Zur Analyse von sozial verhandelten Vorgängen ist es notwendig die Erkenntnismöglichkeiten der Akteure und ein Modell zu deren Untersuchung zu benennen. Die Beziehungen von Staaten zueinander sind hier als System von miteinander kommunizierenden und in unterschiedlichster Weise strukturierten Einheiten konzipiert.

Darauf aufbauend wird argumentiert, dass ein systemtheoretisches Erkenntnismodell nach Niklas Luhmanns (z.B. Luhmann 2002a; b; c; 2005; 2006; 2009) als fruchtbar für die Untersuchung von Veränderungen relevanter Identitätszuweisungen zu betrachten ist.

### 2.1.1 Systemtheorie – Beobachtung, Identität, Form und System

Der folgende Abschnitt führt wichtige Begriffe der luhmannschen Systemtheorie ein und klärt u.a. den Begriff der Systemidentität. Essentiell ist dabei der Beobachtungsbegriff. Für Luhmann ist „[...] *Beobachten bezeichnendes Unterscheiden* [...]“ (vgl. Luhmann 2006: 218). Ein Beobachter muss unterscheiden, um beobachten zu können. Unterscheidungen sind weit gefasst: So kann ein Beobachter zwischen warm und kalt, trocken und warm, aber auch zwischen abstrakten Begriffen wie gerecht und ungerecht unterscheiden. Außerdem ist jegliche Beobachtung von einem Standort abhängig, denn jede Instanz unterscheidet verschieden, beobachtet damit anders und nimmt einen unterschiedlichen Standpunkt ein (Fuchs 2004: 21). Doch Beobachten ist nicht mit Unterscheiden gleichzusetzen. Eine Beobachtung geschieht zwar auf Basis einer Unterscheidung, bezeichnet aber darüber hinaus eine der beiden Seiten der Unterscheidung (Luhmann 2006: 218). Bei der Bezeichnung einer Seite der Unterscheidung bezieht sich der Beobachter auf etwas. Die so kreierte Referenz wird durch ihre Verwendung zur weiteren Informationsverarbeitung zur Beobachtung (Fuchs 2004: 25).

Wie wird eine Beobachtung selbst beobachtet?

Da eine Beobachtung immer an die ihr zugrunde liegende Unterscheidung gebunden ist, kann ein Beobachter sie nur mit Hilfe einer weiteren Unterscheidung beobachten<sup>10</sup>. Für die Darstellung der Beobachtung einer Beobachtung hat Luhmann den Begriff der *Beobachtung zweiter Ordnung*<sup>11</sup> eingeführt (Luhmann 1990: 16). Eine *Beobachtung erster Ordnung* zeichnet sich durch die Beantwortung der Frage „Was beobachte ich?“ aus. Die Antwort auf diese Frage entspricht der Bezeichnung der einen Seite einer Unterscheidung, wobei die nicht-bezeichnete Seite als der *blinde Fleck* des Beobachters erscheint (Bardmann/Baecker 1999: 17). Der blinde Fleck hat die Bedeutung, dass „*ein Beobachter zwar sieht, was er sieht, aber nicht sieht, was er nicht sieht*“ (vgl. Foerster/ Pörsken 1998: 117). Die Beobachtung zweiter Ordnung beobachtet dagegen die Unterscheidung, die durch den Beobachter erster Ordnung verwendet wurde (Luhmann 1994: 515). Der blinde Fleck des Beobachters erster Ordnung wird damit für den Beobachter zweiter Ordnung sichtbar. Möglich ist eine solche Beobach-

<sup>10</sup>„Wir müssen uns jetzt nur noch genauer klar machen, dass die Unterscheidung sowie das operative Dual von Unterscheiden/ Bezeichnen in der Beobachtung als Einheit fungieren, aber nicht als Einheit bezeichnet (beobachtet) werden können, weil dies eine weitere Beobachtung erfordern würde, die eine andere Unterscheidung heranzuführt“ (vgl. Luhmann 1992: 92).

<sup>11</sup>„Die Beobachtung zweiter Ordnung sieht, was der Beobachter sieht und wie er sieht, was er sieht. Sie sieht sogar, was der beobachtete Beobachter nicht sieht, und sieht, dass er nicht sieht, was er sieht“ (vgl. Luhmann 1990: 16).

tung nur durch die Einführung einer weiteren Unterscheidung. Zunächst ist zwischen Beobachter und beobachtetem Objekt zu unterscheiden. Fernerhin ist eine Unterscheidung nötig, damit ein Beobachter das Objekt überhaupt beobachten kann (Fuchs 2004: 26). Durch die Beobachtung zweiter Ordnung wird ein grundlegendes Problem aufgeworfen. Die Beobachtung zweiter Ordnung ist immer auch eine Beobachtung erster Ordnung. Dieses „2=1 Problem“ (vgl. Fuchs 2004: 43) macht abschließende Beobachtungen unmöglich, da auch die Beobachtung von Beobachtungen auf einer Unterscheidung beruht, die nur mit einer weiteren Unterscheidung beobachtet werden kann. Jegliche Art von Wahrheitsanspruch muss also demzufolge ins Leere laufen, da es keine zeitliche oder inhaltliche Hierarchie zwischen Beobachtungen gibt (Bardmann/ Lamprecht 1999).

Nahezu alle Beobachtungen sind Beobachtungen zweiter Ordnung. So ist zum Beispiel auch das Lesen eines Buches eine Beobachtung zweiter Ordnung, weil ein Leser die Gedanken des Autors beobachtet. Liest z.B. ein Ägypter in der Zeitung über die Proteste auf dem Tahrir Platz, so beobachtet er, was ein Journalist zeitlich vor ihm beobachtete, muss Unterscheidungen treffen und sich der Standortgebundenheit seiner Urteile bewusst sein.

Die Beobachtungen zugrunde liegenden Unterscheidungen lassen jeweils außerhalb ihres Schemas keine weiteren Einflüsse zu. Sie beschränken sich auf einen *binären Code*. Zum besseren Verständnis der Zwewertigkeit dieser Codes ist der Begriff der *Form* essentiell. Form ist die „*entweder/oder Unterscheidung, mit deren Hilfe eine Differenz markiert wird*“ (vgl. Fuchs 2004: 45). Bei einer Beobachtung und der notwendigen Bezeichnung der Innenseite einer Unterscheidung konturiert sich die Innenseite der Unterscheidung an der Außenseite und bezeichnet alles, was die Innenseite nicht ist (Fuchs 2004: 41). Die Unterscheidung entweder/ oder schließt jegliche dritte Variable aus. Entweder Ägypter oder Sudanese, koptischer Christ oder sunnitischer Muslim, Beduine oder Fellache etc.. Es ist eine zweiseitige Formidee; die Idee eines positiven und eines negativen Wertes, die andere Werte ausschließt (Winter 1999: 86). Um die Seiten innerhalb einer Form zu wechseln, ist die andere bisher ausgeschlossene Seite zu bezeichnen. Dies ist der Vorgang des *crossing* (Brown 1969: 2). Erst durch *crossing* entstehen saubere Unterscheidungen, denn nun sind beide Seiten bezeichnet.

Für den systemtheoretischen Identitätsbegriff ist insbesondere der Begriff der *Komplexität*<sup>12</sup> entscheidend. Systemtheorie versteht etwas als komplex, wenn es nicht völlig geordnet (redundant), aber auch nicht völlig ungeordnet (variabel, chaotisch) ist. Komplexität bezieht sich demnach auf die Idee der Ordnung. Die der Komplexität zugrundeliegende Unterscheidung ist die zwischen vollständiger gegenüber selektiver Relationierbarkeit (Fuchs 2004: 59). Steigt die Anzahl von

<sup>12</sup> „Komplexität ist die Einheit einer Vielheit“ (vgl. Luhmann 1998: 136).

Elementen einer beliebigen Masse, so ist es an einem Punkt nicht mehr möglich alle Elemente gleichzeitig miteinander zu verbinden<sup>13</sup>. Will man eine Menge von Elementen vollständig miteinander verknüpfen, so muss man die Anzahl der Elemente verkleinern und die Elemente selektiv miteinander in Verbindung setzen. Selbst wenn eine sehr große Zahl von Elementen miteinander verknüpft wird, sind immer noch nicht alle möglichen Verbindungen realisiert.

Einem System liegt zuallererst die Unterscheidung von System und Umwelt zugrunde. Diese Unterscheidung ist als Form aufzufassen und daraus folgt, dass die eine Seite der Unterscheidung nicht ohne die andere Seite existiert. Die Umwelt eines Systems ist alles ohne das System. Umwelt und System zusammengekommen sind immer die Welt (Winter 1999: 86). Die System/Umweltdifferenz hat die Form von Komplexität<sup>14</sup>, denn die Unterscheidung verläuft zwischen selektiver (System) und vollständiger (Umwelt) Relationierbarkeit. Zwischen Umwelt und System gibt es ein Komplexitätsgefälle und das System ist „*die Stabilisierung dieser fundamentalen Differenz*“ (vgl. Fuchs 2004: 70). Aufgrund des Komplexitätsgefälles zwischen System und Umwelt kann das System nicht alle externen Einflüsse in sich aufnehmen. Es gibt somit eine *Nahumwelt* von im System als für das System wichtig angesehenen äußeren Ereignissen (Luhmann 2009: 264). Um von Nahumwelt sprechen zu können, ist fernerhin die Unterscheidung von relevant und nicht-relevant wichtig. So nehmen Ägypter zwar viele Einflüsse aus der arabischen Welt wahr, Südostasien oder die Antarktis sind hingegen wenig interessant für sie, obwohl sie diese potentiell wahrnehmen könnten. Im System selbst gibt es außerdem eine Unterscheidung zwischen systeminterner und systemexterner Komplexität. Die selektive Relationierung innerhalb des Systems lässt immer die Möglichkeit anderer Entscheidungen offen. Es besteht demnach immer ein Risiko „[...] daß etwas auch anders möglich ist“ (vgl. Luhmann 1991: 159).

Schließlich ist der Begriff *Sinn* essentiell. Sinn ist „*die Einheit der Differenz von Aktualität und Potentialität*“ (vgl. Luhmann 1998: 44). Eine Aussage macht Sinn, wenn sie alle anderen Möglichkeiten ausschließt.

Was ist nun die Identität eines Systems?

Zunächst ist die Identität des Systems der „*Unterschied des Systems zu dem, was es durch sich selbst ausschließt*“ (Fuchs 2004: 73).

Wie kommt es zur Ausbildung einer Systemidentität?

Ein System vollzieht eine Operation und wiederholt diese. Die Wiederholungen der Operation verschmelzen zu einer Identität. Spencer Brown hat dies durch *condensation* begrifflich gefasst (Brown 1969: 76).

<sup>13</sup> „Eine Einheit ist in dem Maße komplex, als sie mehr Elemente besitzt und diese durch mehr Relationen verbindet“ (vgl. Luhmann 1998: 137).

<sup>14</sup> „Komplexität ist der Entstehungsgrund für Systeme“ (vgl. Krieger 1996: 14).

Wie kann das in wechselnden Kontexten Wiederholte einem bestimmten System zugerechnet werden?

Die Zurechnung geschieht über eine Bindung der Wiederholungen an virtuelle – gedanklich konstruierte – Horizonte. Die Wiederholungen verknüpfen sich mit Sinn, was sie wiederum bestätigt. Dieser Vorgang ist als *confirmation* begrifflich gefasst (Brown 1969: 81). Bezeichnet man etwas Aktuelles, so ist die andere Seite der Unterscheidung als Möglichkeit aufzufassen Identität – die jeweils durch Kommunikation und deren Wiederholung fixiert ist – ist an einen Möglichkeitshorizont gebunden (Fuchs 2004: 78). Besonders in Narrativen – der Wiedergabe gemeinsamer Geschichte – wird dies deutlich.

Warum ist der Identitätsbegriff so entscheidend für das Verständnis eines Systems?

Der Operationsbegriff bei Luhmann basiert auf Identität (Morales 2002: 139). Luhmann versteht unter *Operation* die Reproduktion eines Elements eines *autopoietischen Systems*<sup>15</sup> mit Hilfe der Elemente desselben Systems (Baraldi/ Corsi/ Esposito 2002: 123). Ein autopoietisches System ist demnach ein System, das die Elemente aus denen es besteht, als Funktionseinheiten selbst konstruiert bzw. selbst erzeugt und reproduziert (Maturana/ Varela 1987: 9). Ein System könnte ohne Identität nicht operieren bzw. existieren, da es seine eigene *Autopoiesis* nicht mehr vollziehen bzw. die Operationen dem System nicht zurechnen könnte. Folglich würde die systemische Autopoiesis enden und das System aufhören zu existieren.

Die grundlegende Operation eines Sozialsystems ist nach Luhmann die Kommunikation. Kommunikation ist die „*Einheit von Information, Mitteilung und Verstehen*“ (vgl. Luhmann 1994: 203). Eine Mitteilung ist eine Selektion, denn es hätte auch eine andere oder keine Mitteilung gemacht werden können. Die Information ist eine Selektion, denn die Information unterscheidet im Moment der Kommunikation etwas Bestimmtes von allem anderen. Ebenso ist Verstehen eine Selektion, den ein Verstehender hätte etwas auch in völlig anderer Weise verstehen können<sup>16</sup>. Die Selektion einer bestimmten Mitteilung, die auf einer Seite

<sup>15</sup> Autopoiesis „[...] ist der Prozess der Selbsterschaffung und Erhaltung eines Systems“ (vgl. Maturana/ Varela 1987: 9).

<sup>16</sup> Verstehen und Nicht-Verstehen setzen, im Gegensatz zu Nicht-Wahrnehmung immer schon eine Kommunikationsstruktur voraus, in die eine bestimmte Mitteilung integriert werden kann. „*Wir nennen den Vorgang, in welchen wir aus Zeichen, die von außen sinnlich gegeben sind, ein Inneres erkennen, Verstehen*“ (Dilthey 1962: 318). Im Kontext der Systemtheorie ist Verstehen die Eingliederungsfähigkeit einer Mitteilung in die geistigen und kommunikativen Strukturen eines Akteurs. Die jeweiligen historischen Erfahrungen und etablierten Weltbilder, das Wissen, bilden den Rahmen, die Struktur, in der eine Gegebenheit, ein Sachverhalt verstanden wird. Die Mitteilungen eines Gegenüber werden nur verstanden, wenn ein Sinn hinter diesen Äußerungen konstruiert werden kann (Dilthey 2013; Bollnow 1980). Verstehen ist kein abgegrenztes Ereignis, sondern muss als Prozess betrachtet werden. Dies macht aus Verstehen einen wechselseitigen Prozess zwischen Teil und Gan-

stattfindet, führt zu Selektion eines bestimmten Verstehens auf der anderen Seite. Aus beidem zusammen entsteht für das kommunizierende System Information als selektive Unterscheidung von Information und Mitteilung<sup>17</sup> (Luhmann 1992: 20f.). Kommunikation beginnt deshalb mit Verstehen und nicht mit einer Mitteilung, weil erst durch das Verstehen eine Anschlussoperation auf die Mitteilung folgen kann.

Kommunikation kann aufgrund der *operationalen Schließung* eines Systems nur innerhalb eines Systems zustande kommen. Operationale Schließung beinhaltet, dass keine Operation das System verlassen kann, das durch diese Operation selbst entsteht (vgl. Baraldi/ Corsi/ Esposito 2002: 195).

Warum ist die Identität eines Systems überhaupt von Bedeutung?

Das Problem der Identität tritt erst auf, wenn man an das, was man im Rahmen einer Unterscheidung bezeichnet hat, weitere Operationen anschließen will. Um Operationen fortführen zu können, bedarf es der Identifikation<sup>18</sup>.

Für die Untersuchung der Veränderung von Identitätszuweisungen ist die Feststellung, dass sich Systeme aufgrund von Unterscheidungen etablieren enorm fruchtbar. Gelingt es die einem System zugrundeliegende Unterscheidung und den Prozess der Sinngebung herauszuarbeiten, so lässt sich die Struktur eines Systems abschätzen.

Neben der System-/Umweltunterscheidung besteht eine Systemidentität aus einer Reihe weiterer Unterscheidungen. Denkt man an die Unterscheidung zwischen Zivilisation und Barbarei, die sich durch die Geschichte verschiedenster Zivilisationen und Kulturkreise zieht, so baut die Definition der eigenen Gruppe auf dieser Unterscheidung auf und zielt auf die Selbstdefinition als zivilisiert ab. Man ordnet sich demnach dem System der Zivilisation zu, die Möglichkeit andere Systemidentitäten und damit Unterscheidungen in die eigene zu integrieren bleibt erhalten.

An dieser Stelle wird argumentiert, dass die wichtigste Unterscheidung, die ein System zur Bewertung seiner Umwelt trifft, die zwischen Relevanz und nicht-Relevanz ist. Voraussetzung ist, dass ein System gewisse Einflüsse überhaupt er-

---

zem, wobei das zu Verstehende vom Ganzen her verstanden, korrigiert oder erweitert wird. Umgekehrt bestimmt das Ganze sich vom Teil her. Dies wird durch die Figur des „hermeneutischen Zirkel“ bezeichnet (Dilthey 1962: 59; Schleiermacher 2002: 10; Grondin 2000: 106). Hierbei erhält Sprache eine bedeutende Funktion. Verstanden kann nur werden, was in Sprache gefasst und potentiell kommuniziert werden kann (Wittgenstein 2003; Lurii 1982; Wettler 1980; Busse 1994). Zudem verändert sich die Verstehensform, weil unterschiedliche Auslegungsarten zu einem neuen Verstehen des Subjektes führen (Gadamer 1975). Dies wird durch den Begriff der „hermeneutischen Differenz“ gefasst. Durch den „hermeneutischen Zirkel“ kann sich der Verstehende zwar dem Sinn der Äußerung nähern, ein abschließendes Verständnis des Sinns ist allerdings nicht möglich (Dilthey 1991: 208).

<sup>17</sup> „[...] Kommunikation bleibt immer das Prozessieren einer Unterscheidung als Unterscheidung – und zwar der Unterscheidung von Information und Mitteilung“ (vgl. Luhmann 1992: 20f.).

<sup>18</sup> „Identifikation ist die Bedingung der Möglichkeit von Systembildung“ (vgl. Fuchs 2004: 73).

kennt. Betrachtet man die relevante Unterscheidung, so setzt dies immer schon voraus, dass aus den „unknown unknowns“ zumindest erkannte – wenn auch eventuell als irrelevant wahrgenommene – Einflüsse geworden sind.

### 2.1.2 Diskurse als stabile Systeme – Identität; Differenz; Sprache

Systeme und die zugehörigen Identitäten konstituieren sich anhand von Leitunterscheidungen. Das Problem, das sich aus der luhmannschen Konzeption sozialer Systeme ergibt ist, dass die Betonung des ständigen Wandels nicht die relative Stabilität von Systemen über lange Zeiträume hinweg erklärt.

Hier wird argumentiert, dass sich Systeme durch ein Machtgefälle zwischen den systemetablierenden Einheiten über längere Zeiträume stabilisieren lassen. Zu diesem Zweck verwendet diese Arbeit eine Machtdefinition<sup>19</sup>, die auch Artikulations- und Imaginationsmöglichkeiten umfasst. Anders ausgedrückt; bevor man seinen Willen durchsetzen kann, muss man zunächst wissen, was man will und bereits die Ausbildung des eigenen Willens unterliegt Machtstrukturen.

Für Luhmann - der Macht als Code im Funktionssystem der Politik auffasst, anhand dessen das System der Politik selektiert (Luhmann 2002c: 45)- ginge dieser Gedanke wohl zu weit. Allerdings ermöglicht die Idee, dass allen gesellschaftlichen Beziehungen Machtstrukturen zugrunde liegen und diese strukturieren, eine präzisere Analyse von Systemzusammenhängen, da Kommunikation in Verbindung zu Machtausübung stehen muss. Die Strukturierungsleistung von Macht und ihre Präsenz in allen gesellschaftlichen Bereichen, ist gedanklich in der Diskurstheorie nach Michel Foucault gefasst.

Die Stabilisierung von kommunikativen Systemen durch Machtfaktoren muss in Form von Kommunikation geschehen. Ein solches durch Macht stabilisiertes System ist als *Diskurs* konzipiert (z.B. Foucault 1969; 1971; 2003; 2010) und als ständige Reproduktion von Unterscheidungen, die durch verschiedene Machtfaktoren stabilisiert werden, zu verstehen.

---

<sup>19</sup>Hier wird die webersche Machtdefinition – *"Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht"* (vgl. Weber 2005: 28) – erweitert und beinhaltet zudem Artikulations- und Imaginationsmöglichkeiten. Diese Möglichkeiten beruhen wiederum auf vorhergehender Kommunikation, die im Systemzusammenhang reproduziert und die kommunikativ gefassten Handlungsalternativen beschränkt: *"Macht ist selektionsbedingte Selektion, verstärkt also die Selektionskraft und steigert so die mögliche Komplexität eines Systems. [...] Die Reduktion von Komplexität auf bestimmten Sinn muß an einer Stelle geleistet und dann durch Kommunikation übertragen werden können, und zwar so, daß der Empfänger der Kommunikation die Informationsverarbeitung nicht erneut leistet, sondern voraussetzt"* (Luhmann 2012: 50f.)

Die foucaultsche Auffassung eines Diskurses setzt bei der Erkenntnis an, dass ein erkennendes Subjekt Erkanntes in Sprache fassen muss, um das Erkannte als Wirklichkeit verstehen zu können<sup>20</sup>. Demnach determiniert ein Diskurs nicht nur die Möglichkeiten im Ausdruck, sondern auch die Vorstellungsmöglichkeiten eines in den Diskurs eingebetteten Subjekts.

Während in der luhmannschen Vorstellung ein System aus Kommunikation besteht, spiegelt sich die Integration einer Machtkomponente im foucaultschen Verständnis darin, dass ein Diskurs nicht auf Kommunikation, sondern auf Wissen basiert.

Ein Diskurs kann definiert werden als „*Fluss von Wissen bzw. sozialen Wissensvorräten durch die Zeit, der individuelles und kollektives Handeln und Gestalten bestimmt, wodurch er Macht ausübt*“ (vgl. Jäger S. 2006: 84). Basierend auf einer solchen Definition ist anzunehmen, dass ein Diskurs die Umstände zur Konstitution eines Subjekts sowie der Gesellschaft bestimmt. Durch die Bestimmung der Wahrnehmungs- und Handlungsmöglichkeiten übt ein Diskurs aber auch selbst Macht aus. Der Diskurs schließt andere Äußerungsmöglichkeiten durch seine Struktur aus und verhindert somit deren Umsetzung in Handlungen (Fairclough/ Holes 1999: 82 Link/Link-Heer 1990: 90).

Die Identifikation, beispielsweise einer Sicherheitsbedrohung, erfolgt demnach immer aufgrund eines Wissensschatzes, auf den ein Erkennender zurückgreifen kann. Basierend auf einem systemtheoretischen Erkenntnismodell, muss ein staatliches System dieses Wissen in Form von Kommunikation erzeugen und reproduzieren.

Wissen setzt im Gegensatz zu unmittelbarer, beliebiger Kommunikation einen Vergangenheitsbezug voraus. Zunächst unverbindliche Kommunikation wandelt sich zu autoritativem Wissen. Dieser Vergangenheitsbezug lässt sich an den oft parallel zueinander existierenden historischen Narrativen beobachten. So lässt eine soziale Gruppe lediglich eine Deutung der Vergangenheit zu, was immer ein Bekenntnis zu dieser Gruppe und die Übernahme ihres Vergangenheitsbildes beinhaltet. Auf diese Weise übt das von einer Gruppe geteilte Wissen Macht über die Gruppenmitglieder aus, indem es die Identifikation mit einer gewissen Gruppe erst ermöglicht bzw. verhindert. Verändert sich das von einer Gruppe geteilte Wissen, verändert sich auch die Deutung anderer Akteure. Die einem Gegenüber zugewiesene Identität ändert sich durch die Änderung des zur Weltdeutung herangezogenen (autoritativen) Wissens. Somit etabliert ein Diskurs eine in der Gruppe geteilte, einzig gültige Weltdeutung, welche in hohem Ausmaß die Gruppenzugehörigkeit ausmacht.

Zur Analyse eines Diskurses ist *Sprache*<sup>21</sup> entscheidend. Kommunikation in Form von Sprache ermöglicht die Identifikation anderer Gruppenmitglieder und

<sup>20</sup> „[...] die Welt ist alles was der Fall ist“ (vgl. Wittgenstein 1963: 30).



determiniert die Möglichkeiten im persönlichen Ausdruck eines Subjekts. In den geteilten Ausdrücken ist ein Bedeutungsschatz gespeichert, der historische Erfahrungen widerspiegelt. So muss eine Sprache gelernt, aber es kann „nicht nicht kommuniziert“ werden (Watzlawick 1964: 50). Dies wird insbesondere bei den verschiedenen Spezialsprachen – wie z.B. der Verwendung lateinischer Begriffe in vielen akademischen Disziplinen – deutlich. Hier bestimmt sich die Gruppenzugehörigkeit über die Beherrschung der jeweiligen Spezialsprache.

Um das Konstrukt Sprache analytisch fassen zu können, wird an dieser Stelle eine Arbeitsdefinition eingeführt und Sprache als *“Zeichensystem, das Sinn durch die parallele Konstruktion von Identität und Differenz erzeugt”*<sup>22</sup>, aufgefasst.

Identität entsteht in enger Anlehnung an die Konstruktion von Differenz. In Prozessen von Inklusion und Exklusion spricht eine Gruppe einer anderen bestimmte positive Eigenschaften in Form von Sprache zu. So lässt sich eine wichtige Bedingung von Identität ausmachen, nämlich, dass Identität die Existenz anderer voraussetzt (Miller 1989: 67–68)<sup>23</sup>. Auf der Ebene größerer Gruppen – wie Staaten – ist die Existenz sich gegenseitig ausschließender entgegengesetzter Identitäten als historisches Produkt solcher Differenzierungen zu verstehen und leitet sich z.B. aus dem Paradigma der Souveränität und dem Westfälischen Staatensystem ab (Abizadeh 2005: 45). Eine Identität als Gesamtmenschheit – die sich nicht durch die Bezeichnung dessen, was Menschheit nicht meint definiert – ist auch denkbar. So liegt das Hauptaugenmerk konstruktivistischer Überlegungen auf dem Prozess, wie Staaten, soziale Gruppen etc. ihre Identitäten erlangen und erzeugen. Grundsätzlich muss die Möglichkeit einer Identitätsfindung ohne ein der Gruppe Äußeres Anderes aber offengelassen werden, um nicht von vorneherein die Ergebnisse einer Identitätsuntersuchung zu limitieren (Wendt 1992: 395).

Das Konzept der Identität baut zwar zu einem großen Teil auf dem Prozess der Differenzierung auf, aber darf sich nicht ausschließlich darauf beziehen. Da in jeder Gruppe eine Reihe von Diskursen parallel zueinander existiert, ist deren Struktur in hohem Ausmaß von der Identität der jeweiligen Gruppe abhängig. Als vermittelnde Instanz zwischen den verschiedenen Diskursen dient eine ge-

<sup>21</sup>*Sprache* wird verstanden als das Vermögen, die allgemeine Fähigkeit zu sprechen, sich zu verständigen (Strohner 2006: 67); bzw. als der Informationsträger mündlicher oder schriftlicher Kommunikation (Bühler 1982: 8).

<sup>22</sup>Hier wird eine Definition in Anlehnung an Lene Hansens Definition von Sprache als *“a system of signs that generate meaning through a simultaneous construction of identity and difference”* (vgl. Hansen 2006: 18) verwendet.

<sup>23</sup>*“The view that community might embrace all of humankind neglects the fact [ . . . ]. In seeing myself as a member of a community, I see myself as participating in a particular way of life marked off from other communities by its distinctive characteristics”* (vgl. Miller 1989: 67–68).

meinsame Form von Symbolismus<sup>24</sup>. Dies kann sich in einem gemeinsamen Verständnis der Vergangenheit - wie z.B. in Narrativen - ausdrücken (Jäger S./ Maier 2009: 36). Ein geteiltes Verständnis der Vergangenheit wird u.a. durch mündliche Überlieferungen, geschriebene Texte sowie Denkmäler und Bauwerke tradiert. Mit deren Hilfe kommuniziert eine Gruppe über die Vergangenheit und stärkt so die eigene Identität (Assmann 1995: 126).

### 2.1.3 Kulturelle Identität

Die „kulturelle Wende“ der Sozialwissenschaften Anfang der 1990er Jahre rückte den Begriff *kulturelle Identität* immer mehr in den Fokus akademischer Diskussionen. Versucht man die theoretischen Überlegungen zu Systembildung, Identität etc. in einem, zur Untersuchung der Veränderung von Identitätszuweisungen zur EU geeigneten, Konzept zu fassen, bietet sich das der kulturellen Identität an.

Kulturelle Identität ist das Zugehörigkeitsgefühl, das ein Individuum zu einer bestimmten sozialen Gruppe, oder einem kulturellen Kollektiv entwickelt. Identifikation im interpersonellen Rahmen verliert und soziale Kategorien gewinnen an Bedeutung. Anders als bei der abstrakteren Theorie sozialer Identität beschreibt kulturelle Identität die Bezugsgruppen näher als Subkulturen, kulturelle Milieus oder ganze Gesellschaften, mit denen sich ein Individuum identifizieren kann (Schaefer 2009). So werden Kleingruppen, wie Fußballvereine, Familien etc. aus der Betrachtung ausgeschlossen und der Begriff der *Kultur* erhält Prominenz. Kulturelle Identität beruht auf der Konstruktion von Unterschieden und dem Vergleich zwischen Gruppen und bezieht sich auf wenige gesellschaftlich und geschichtlich erworbene Aspekte wie Sprache, Religion, Sitten etc. (Broszinsky-Schwabe 2011: 59). Die Voraussetzung kultureller Identität ist die Bereitschaft, die Haltung, die Geschichte und die Sprache einer Gruppe zu verinnerlichen, die Normen und Sitten einer Gesellschaft auch auf die eigene Person anzuwenden und Verantwortung und Pflichten den anderen Gruppenmitgliedern gegenüber zu übernehmen (Hein 2006: 70).

Kulturelle Identitäten etablieren sich durch vier Arten institutionalisierter Kommunikation. Diese sind auf der ersten Stufe die *primordialen Codes*, aufgrund derer die Mitglieder ihre Gruppenzugehörigkeit als naturgegeben ansehen. Ausgehend von primordialen Codes steigert sich der Grad der Reflexion. So bildet sich kulturelle Identität auf der zweiten Stufe durch Codes der Traditionen und Ursprungsmythen (Preyer 2006: 73). Auf der dritten Stufe sind Codes, die sich

<sup>24</sup>Kulturelle Stereotype, die innerhalb eines Kollektivs von Generation zu Generation tradiert werden (Jäger S./ Maier 2009: 36).

Bedrohte Identität und Veränderungen im arabischen  
Sicherheitsdiskurs  
Auswirkungen auf die Wahrnehmung der Europäischen  
Union  
Schäfer, P.  
2016, XVIII, 372 S., Softcover  
ISBN: 978-3-658-12206-5